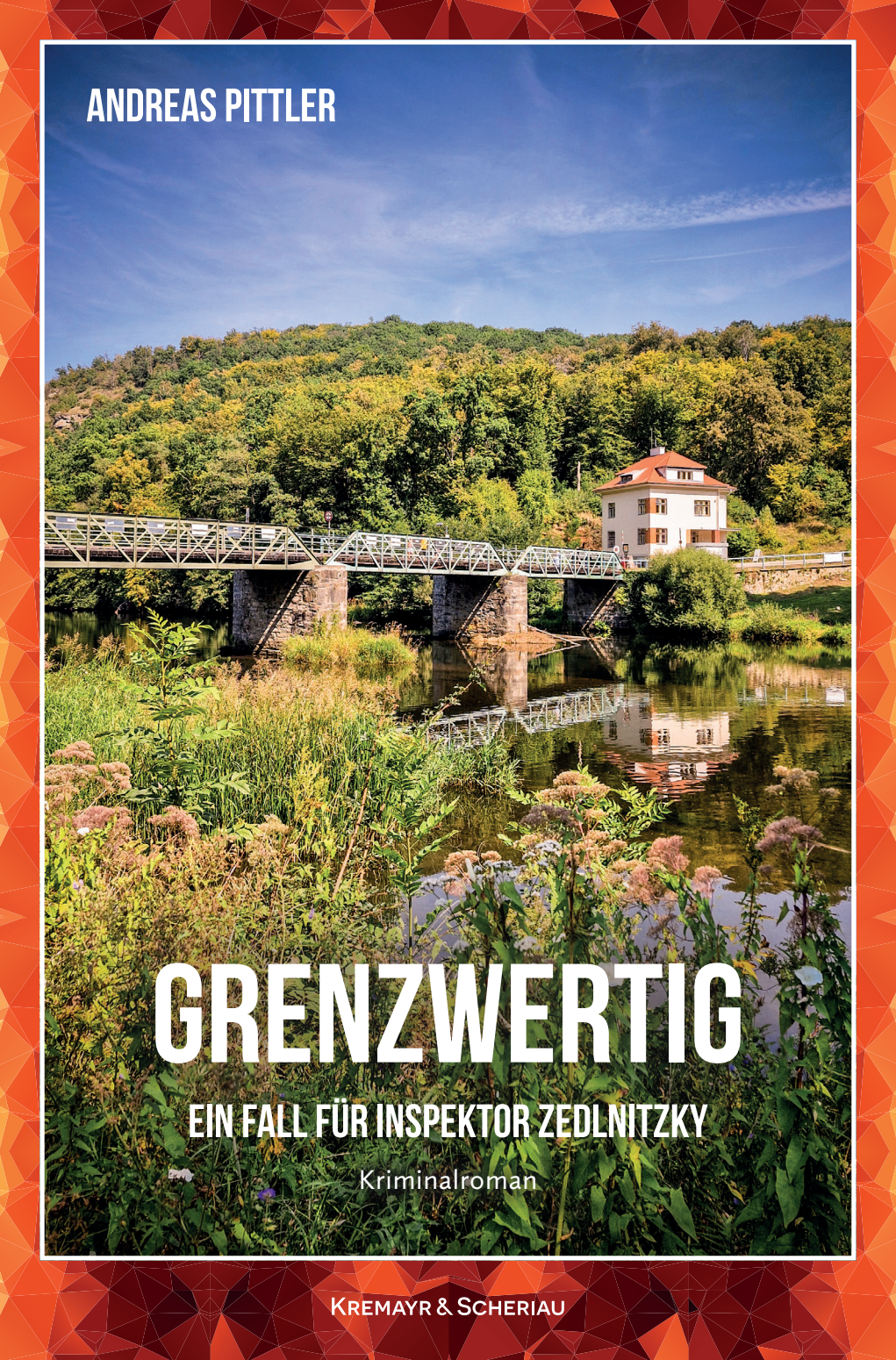




ANDREAS PITTLER

GRENZWERTIG

EIN FALL FÜR INSPEKTOR ZEDLNITZKY

Kriminalroman

KREMAJR & SCHERIAU

ANDREAS PITTLER

GRENZWERTIG

EIN FALL FÜR INSPEKTOR ZEDLNITZKY

Kriminalroman

KREMAYR & SCHERIAU

Dieser Text enthält Inhalte zu Gewalt und körperlichen Verletzungen, die für manche Leser*innen belastend sein können.

INHALT

PROLOG: HARDEGG, MONTAG, 16. APRIL 1990	7
I. WIEN, DIENSTAG, 17. APRIL 1990	11
II. HARDEGG, AM SELBEN TAGE	53
III. WIEN, MITTWOCH, 18. APRIL 1990	69
IV. HARDEGG, AM SELBEN TAGE	95
V. WIEN, SPÄTER AM SELBEN TAGE	101
VI. HARDEGG, FRÜHER AM SELBEN TAGE	105
VII. WIEN, DONNERSTAG, 19. APRIL 1990	111
VIII. HARDEGG, ZUR SELBEN ZEIT	119
IX. WIEN, ETWAS FRÜHER AM SELBEN TAGE	129
X. HARDEGG, ETWAS SPÄTER AM SELBEN TAGE	153
XI. WIEN, AM ABEND DESSELBEN TAGES	159
XII. HARDEGG, FREITAG, 20. APRIL 1990	163
XIII. WIEN, AM SELBEN TAGE	177
XIV. HARDEGG, SAMSTAG, 21. APRIL 1990	189
XV. VON WIEN NACH HARDEGG, SONNTAG, 22. APRIL 1990	199
EPILOG	216

PROLOG

HARDEGG, MONTAG, 16. APRIL 1990

Holzer sah auf die Brücke hin und kam unwillkürlich ins Grübeln. Jahrzehntlang war sie so trotzig dagestanden wie die Burg oben am Hügel. Eine Verbindung zwischen zwei Flussufern, die dennoch nichts mehr symbolisierte als die völlige Trennung eines Kontinents in zwei Hälften. Erst hatten die Tschechoslowaken den Fahrbahnbelag entfernt, dann hatten dies auch die Österreicher getan, sodass vier Jahrzehnte lang nichts als ein Stahlskelett die Nord- mit der Südseite der Thaya verband. Auf der einen Seite gab es ein Gasthaus am Ende der Welt, auf der anderen Seite einen Posten mit schießwütigen Grenzbeamten. Nicht nur einmal hatte der Fluss Blei geschluckt, wenn einer der österreichischen Bauern bei dem Versuch, sich ein paar Fische für das Mittagessen zu fangen, der Mitte der Thaya zu nahe gekommen war. Und dem Holzer hatte man schon als Kind beigebracht, einen großen Bogen um die Brücke zu machen.

Seit ein paar Tagen freilich war alles anders. Am Ende des Vorjahres war Knall auf Fall der Sozialismus in der CSSR gestürzt worden. Drüben regierten jetzt genauso die Konservativen wie in Niederösterreich, und so war es nicht ausgeblieben, dass beide Staaten die Wiedereröffnung der Brücke anstrebten. In erstaunlich kurzer Zeit war sie instandgesetzt worden, und am 12. April 1990 war alles, was Rang und Namen besaß, in Hardegg eingefallen, um die europäische Wiedervereinigung zu feiern. Holzer war das Getöse mächtig auf den Geist gegangen, doch das Freibier hatte er sich gerne gefallen lassen.

Wenn er zu sich selbst ehrlich war, dann hatte der Rausch, den er sich an diesem Gründonnerstag angezuehtet hatte, bis zum Ostersonntag angehalten. Und selbst an diesem Montag war er noch etwas wackelig auf den Beinen.

Anscheinend ging es nicht nur ihm so. Im diesigen Morgenlicht sah er einen Mann reglos nach vorn gesunken am Ufer sitzen. Holzer kniff seine Augen zusammen, um feststellen zu können, wer da eine Rast eingelegt hatte. War es vielleicht der alte Findeis? Doch nein, der hätte sicher seine Angel dabei. Holzer machte einige Schritte auf den vollbärtigen Mann zu. Vielleicht war es der Schattleitner? Was machte der um diese Tageszeit an der Thaya? Der musste doch seine Milch ... Aber nein, der Mann am Ufer war dicker als der Schattleitner. Am Ende war es gar der Hochwürden? Aber der geistliche Herr wäre kaum in Zivilkleidung spazieren gegangen, schon gar nicht in diesem abgetragenen Janker. Holzer entkam ein Grinsen. Der feiste Alte, der da am Ufer lümmelte, war der Höllerer, daran bestand kein Zweifel mehr.

Weit hast du es gebracht, dachte sich der Holzer angesichts des Alten, der einst als der größte Weiberheld südlich des Eisernen Vorhangs galt, ehe er sich von der holden Weiblichkeit ab- und dem Rebensaft zugewandt hatte. Der Höllerer hätte es wirklich zu etwas bringen können, das wussten alle im Ort. Doch irgendwann war er weitaus öfter betrunken als nüchtern gewesen und im gleichen Ausmaß verfallen wie in weiterer Folge auch sein Hof.

Und so verwunderte es Holzer nicht, den Höllerer zu so früher Stunde am Ufer sitzen zu sehen. Wahrscheinlich dünstete er hier seinen Ostersonntagsrausch aus. „Griß Di, Hubert“, sagte der Holzer schon aus einiger Entfernung, doch zu seiner Überraschung reagierte der Höllerer nicht. Holzer war nun auf Armlänge an den Mann herangekommen, und irgendetwas irritierte ihn. „Hubert?“, kam es nun schon etwas

vorsichtiger aus Holzers Mund, „is ollas in Ordnung mit dir?“ Der Höllerer reagierte immer noch nicht.

Schlafen konnte er nicht, denn seine Augen standen weit offen und schienen unverwandt auf die Brücke zu blicken. Gleichzeitig war der Unterkiefer hinuntergeklappt, was dem Höllerer einen ziemlich dämlichen Gesichtsausdruck verlieh. „Jetzt lass die Spassetln, hörst“, wurde Holzer ärgerlich, „du machst einem ja direkt Angst.“ Er stupste den Höllerer an der rechten Schulter, worauf dieser ansatzlos nach hinten kippte. Und da er nun im Gras lag, konnte Holzer das riesige Messer nicht entgehen, das in Höllerers Brust stak. Unwillkürlich hielt sich Holzer die Hand vor den Mund. Beinahe panisch sah er sich um, ehe er die Beine in die Hand nahm, um so schnell wie möglich das Gasthaus zu erreichen und dort seinen Fund zu melden.

I.

WIEN, DIENSTAG, 17. APRIL 1990

Paul Zedlnitzky wehrte sich gegen das Erwachen. Doch so sehr er sich auch bemühte, den Schlaf zu prolongieren, gegen die jahrzehntelange Routine kam er nicht an. So fügte er sich ins Unvermeidliche, setzte sich auf, schwang die Beine aus dem Bett und ließ seine Füße nach den Pantoffeln suchen. Als diese endlich gefunden waren, erhob er sich gravitatisch und tappte unsicher in Richtung Bad, wo er zuallererst seiner Blase Erleichterung verschaffte. Danach schlurfte er in die Küche, wo er Kaffee aufsetzte, ehe er wieder ins Badezimmer zurückkehrte, um zu duschen.

Während das Wasser seinen Leib beständig abwärts perlte, bekam Zedlnitzky den Anflug einer philosophischen Phase. Erstmals seit langem, so kam es ihm in den Sinn, schien sich die Welt wieder ein wenig beruhigt zu haben, denn die sich täglich überschlagenden Titelüberschriften und Headlines zur Wende im Osten dominierten nicht mehr so ostentativ wie in den vergangenen Monaten.

Zedlnitzky musste grinsen. Ihm fiel wieder der vorige Sommer ein. Auf Drängen seiner Eltern war der ganze Clan damals nach Siófok an den Plattensee gefahren, wo sein Vater so etwas wie ein Stammgast geworden war, nachdem diesem Podersdorf nicht mehr so behagt hatte. Zedlnitzky empfand damals beim Gedanken an Ungarn keine sonderliche Begeisterung, doch das Preis-Leistungs-Verhältnis stimmte allemal, zudem waren die Wiener am Plattensee praktisch unter sich. Quartier und Verpflegung waren buchstäblich spott-

billig, und bei Somlauer Nockerl, von den ungarischen Kellnern keck „Kalorienbombe“ genannt, wurde Zedlnitzky jedes Mal wieder schwach.

Doch der Sommer 1989 war kein Sommer wie jeder andere gewesen. Der ORF und das ungarische Staatsfernsehen zeigten Bilder von Österreichs Außenminister Mock und seinem ungarischen Amtskollegen Horn, als sie medienwirksam den Eisernen Vorhang durchschnitten. Damals hatten beide Zedlnitzkys beinahe mitleidig gelächelt, denn dieser „Vorhang“ war schon längst nicht mehr vorhanden gewesen. Die Österreicher stürmten regelmäßig Sopron und Budapest, während die Ungarn längst die im Volksmund „Magyarhilfer Straße“ genannte Wiener Einkaufsmeile unsicher machten.

Und doch war nun etwas anders. Die Zahl jener Bürger der DDR, die einen Weg in den Westen suchten, nahm rasant zu. Und ihnen kam diese „Öffnung“ gerade recht. Zum im Wortsinne grenzenlosen Ärger von Honecker und Co. ließen die Ungarn die Ausreisewilligen einfach passieren. Und nur wenig später wusste Ferdinand Grubmüller, ein alter Kollege von Zedlnitzky Senior und für die internationalen Verbindungen zuständig, zu berichten, dass ihm bei einem bilateralen Seminar in Bratislava von den tschechoslowakischen Kollegen ungeniert Devisentausch angeboten worden war. Wenn sich selbst die Polizei nicht mehr an die Gesetze hielt, dann war es nicht mehr weit bis zum staatlichen Zusammenbruch.

Und so kam es dann auch. Die DDR schaffte es noch mit Mühe, ihren vierzigsten Geburtstag zu feiern, dann implodierte die Herrschaft der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands ebenso beiläufig wie zuvor jene der polnischen Kommunisten. Gegen Jahresende folgten dann auch die CSSR und Bulgarien; nur in Rumänien schien der sture Ceaușescu gewillt, den Stürmen der Zeit zu trotzen. Zu Weihnachten

hatte er dann allerdings seine ganz persönliche Bescherung, denn nach einem Schnellverfahren wurden er und seine Gattin durch seine eigenen Gefolgsleute einfach hingerichtet. Die ersten Monate des neuen Jahres waren dann gekennzeichnet von Wahlen nach westlichem Vorbild, die allüberall konservative Regierungen an die Macht brachten. Die Kommunisten waren weg, die Sozis im Eck, und der Eiserner Vorhang nicht nur zwischen Österreich und Ungarn Geschichte. Fraglich war damit nur noch, ob der Herr Papa auch dieses Jahr an den Plattensee fahren wollen würde.

Zedlnitzkys Geplätscher schien auch seine Gattin aufgeweckt zu haben, denn diese hantierte schon eifrig mit diversen Tellern, als er, lediglich mit einem Handtuch um die Hüften bekleidet, nach dem Kaffee Ausschau hielt. Und doch war es nicht die Bialetti-Maschine, die seine Aufmerksamkeit erregte, sondern der Umstand, dass sein Schatz lediglich einen überaus dünnen Morgenmantel trug, der einmal links, einmal rechts zur Seite flatterte, sodass Zedlnitzky der ganzen Schönheit seiner Frau gewahr wurde. Instinktiv trat er einen Schritt zur Seite, sodass er sowohl ihre vollen Brüste als auch ihre Scham im Blick hatte. Und während er noch überlegte, ihr einen Quickie vorzuschlagen, ehe die Kinder erwachten, hörte er schon Jackies verschlafenes „Ich habe Hunger“ aus dem Korridor. Resignierend öffnete er den Kühlschrank.

Das Frühstück war rasch verzehrt, und Zedlnitzky konsultierte die Küchenuhr, die ihm signalisierte, dass sich zum letzten Rest des Kaffees auch eine schnelle Zigarette gerade noch ausging. Er blies den ersten Rauch aus, als ihm auffiel, dass Peter immer noch nicht in der Küche angekommen war. „Hat der Bub denn heute keine Schule?“ Die Botschaft kam bei seiner Gattin an, die meinte, sie werde einmal Nachschau halten. Zwei Züge am Glimmstängel später drang wüstes Gezeter an sein Ohr. Gleich darauf kam seine Frau zurück in die

Küche. „Ich werde noch wahnsinnig mit dem Fratzen“, zischte sie, ehe sie die Arme in die Hüften stützte. „Der weigert sich, aufzustehen und sagt mir ins Gesicht, die Schule kann ihn einmal, und ich solle gefälligst scheißen gehen.“ Frustration und Zorn spiegelten sich deutlich in ihrem Gesicht wider, und Zedlnitzky wusste, es war an ihm, die elterliche Autorität wiederherzustellen. Er dämpfte die Zigarette aus und begab sich in Richtung des Kinderzimmers.

„Junger Mann“, begann er mit gebietender Stimme, „genug largiert. Der Ernst des Lebens wartet.“ Peter zog sich den Polster über den Kopf. „Der Ernst kann zur Hölle fahren“, maulte er. Zedlnitzky war nicht gewillt, so ein Verhalten hinzunehmen. Er setzte sich an die Bettkante und bemühte sich um Eindringlichkeit. „Ich weiß, Schule ist nicht immer leiwand. Aber ohne Bildung bist du heute halt ein Niemand. Du willst doch nicht so enden wie die Hilfsarbeiter am Bau, die sich krumm und bucklig schuften und vor der Zeit zu Greisen werden?“

Wenn Zedlnitzky dachte, seine Pädagogik habe den richtigen Ton getroffen, sah er sich rasch getäuscht. „Das ist mir wurscht“, fauchte Peter, „und jetzt lass mich endlich schlafen. Ich scheiß auf die Schule.“

Die ungeahnte Aggression, die von seinem Sohn ausging, irritierte Zedlnitzky. Was war da los? War sein Sohnmann vielleicht unglücklich verliebt? Immerhin war er fünfzehn, da kam man genau in dieses Alter. Oder wollte er eine unangenehme Schularbeit vermeiden? Auch das war möglich. Als Vater durfte er es auf keinen Fall zulassen, dass sein Sohn zum Schulschwänzer wurde. Gebieterisch klopfte er auf die Bettdecke. „Auf die Schule kannst du scheißen, sobald du die Matura hast. Bis dahin gehst du in den Unterricht. Haben wir uns verstanden?“

Wie eine Viper schnellte Peter in die Höhe und sah sei-

nen Erzeuger hasserfüllt an. „Einen Scheiß verstehen wir uns! Du hast keine Ahnung. Von nichts!“ Peter wirbelte an seinem Vater vorbei, rannte ins Badezimmer, wo er krachend die Tür ins Schloss fallen ließ und hinter sich abspernte.

Was zum Geier war los mit dem Buben? Zedlnitzky stützte den Kopf in die linke Hand und seufzte. Es war keine zwei Jahre her, da rannte Peter mit Feuereifer dem Ball hinterher, erledigte widerwillig, aber konsequent seine Hausaufgaben, sammelte die Bilder von Fußballstars, die er mit Hingabe in sein Panini-Album klebte, und bei Familientreffen machte er stets gute Miene zu dem für ihn langweiligen Spiel. Er ging ins Bett, wenn man es ihm sagte, er half im Haushalt mit, wenn man ihn dazu aufforderte, und er kümmerte sich um Jackie, wenn man ihm dies auftrug.

Und jetzt? Kaum ein Fach, in dem der Knabe nicht auf Nicht Genügend stand. Sprach man ihn darauf an, wurde er ausfallend, sprang auf, rannte wie eben davon und knallte die Tür zu, dass die Bilder im Wohnzimmer Gefahr liefen, von den Wänden zu fallen. Während Zedlnitzky gedankenverloren die Bettdecke seines Sohnes glattstrich, erinnerte er sich daran, dass er schon mehrmals das Gefühl gehabt hatte, sein Sohn sei betrunken, wenn er irgendwann des Nachts nach Hause kam. Und dass der penetrante Geruch von kaltem Rauch in seiner Kleidung daher rührte, dass er zwischendurch in einem Lokal die Toilette habe aufsuchen müssen, glaubte ihm wahrscheinlich nicht einmal seine ebenso gutmütige wie einfältige Großmutter. Der Sprössling war fünfzehn, und offenbar soff er und rauchte noch dazu wie ein Schlot. Wann, so fragte sich Zedlnitzky, als er sich endlich schwerfällig erhob, war ihnen Peter so entglitten? Eben hatte er noch mit strahlenden Augen Nutella-Brote verputzt, und jetzt schienen weder Uhu noch Dieselöl sicher vor ihm!

Unter der Entwicklung, so spann er seinen Gedanken

weiter, litten aber nicht nur die Eltern. Jackie, die ohnehin durch den Wechsel aufs Gymnasium herausgefordert war, da sie sich plötzlich neue Freundinnen suchen musste und nicht verstand, warum die alten nichts mehr von ihr wissen wollten, reagierte nachgerade verstört auf Peters Kratzbürstigkeit. Sie wurde immer verschlossener, und Zedlnitzky konnte sich nicht daran erinnern, wann er sie zuletzt hatte lachen gesehen.

Vor allem aber wusste Zedlnitzky nicht, wen er in dieser heiklen Angelegenheit um Rat gehen konnte. Von den eigenen Eltern war da nichts zu erwarten. Sein Vater stünde der Problematik, dessen war sich Zedlnitzky sicher, vollkommen verständnislos gegenüber. Der eigene Enkel ein Schlurf? Dann ab ins Heim für schwer Erziehbare! Tagwache um 5 Uhr früh, Dauerläufe, Kniebeugen und Liegestütze bis zum Umfallen hätten noch jeden Halbstarken zur Räson gebracht, würde sein Credo lauten. Und Oma Zedlnitzky würde die Ansage ihres Gatten dazu nutzen, eine elendslange Suada darüber abzulassen, dass es der Jugend von heute einfach viel zu gut gehe, dass sie zu sehr verwöhnt werde und vor lauter Wohlstand nicht mehr wisse, was sich gehört. Dies verbunden mit einem nicht weniger langen Lamento darüber, wie hart die eigene Kindheit gewesen sei, wie entbehrungsreich und mühselig. Und dass Paul samt seiner Frau den Knaben einfach viel zu sehr verwöhnt hätten. Kein Wunder, dass einer zum Giftler werde, wenn er pausenlos Schokolade und Kracherl bekomme, wenn man mit ihm ans Meer fahre und ihn nicht einmal im Sommer arbeiten lasse.

Von der eigenen Schwester war auch nichts zu erwarten. Die steckte mitten in einer hässlichen Scheidung, und wenn Zedlnitzky sie kontaktierte, dann dauerte es keine dreißig Sekunden, bis sie ihn aufforderte, er solle endlich seinen unnützen Schwager hinter Schloss und Riegel verschwinden lassen. Dass Ehebruch nun einmal keinen Straftatbestand dar-

stellte, war ihr dabei ebenso gleichgültig wie der Umstand, dass sie selbst ja auch fremdgegangen war. Und Zedlnitzky verspürte keinerlei Lust, herauszufinden, wer da wen zuerst betrogen hatte. Die ganze Sache war einfach nur unappetitlich, sodass es sich Zedlnitzky angelegen sein ließ, den Kontakt zu seiner Schwester tunlichst auf null zu stellen.

Unter den Kollegen brauchte er sich auch nicht umzuhören. Die würden ihm höchstens raten, dem Sohnnemann ordentlich etwas hinter die Löffel zu geben oder ihm wenigstens die Hammelbeine langzuziehen, womit sie mit ihrem pädagogischen Latein auch schon wieder am Ende wären. Hackl hatte immerhin gemeint, er solle Peter von der Schule nehmen und ihn eine Lehre beginnen lassen. Doch das würde fraglos in einer noch größeren Katastrophe enden.

Ein kurzer Blick auf die Uhr machte ihm deutlich, dass er nicht länger darauf warten konnte, ob Peter erst zur Vernunft und dann in die Küche kam. Achselzuckend signalisierte er seiner Frau, dass er nun unwiderruflich ins Büro müsse, weshalb sie sich um den missratenen Sprössling kümmern solle. Und als sie eben Widerspruch anmelden wollte, läutete das Telefon. Zedlnitzky hob den Hörer ab. „Du bist noch zu Hause?“, hörte er Hackl fragen. „Nein“, replizierte er gallenbitter, „ich bin schon fast im Büro. Du sprichst mit meinem Astralleib, den ich heute zu Hause vergessen habe.“

Hackl brauchte eine Weile, den seichten Witz zu verdauen. „Hast in der Brotdose übernachtet, bei die Scherzerl“, kam es dann zurück. „Was gibts?“, kürzte Zedlnitzky die Präliminarien ab. „Na eh gut, dass d’ noch nicht unterwegs bist. So ersparst du dir den Umweg über das Sicherheitsbüro. Fahr gleich zur Coburgbastei. In dem Bordell Ecke Liebenberggasse haben wir eine Tote. Wahrscheinlich eine Prostituierte, aber Genaues wissen wir noch nicht.“ Zedlnitzky statuierte, er werde in zwanzig Minuten vor Ort sein.

Durch eine eher ambitionierte Fahrweise gelang es ihm, seine Prognose eintreffen zu lassen. Schon von Weitem sah er vor dem Nachtlokal diverse Einsatzfahrzeuge stehen, während ein paar uniformierte Kollegen danach trachteten, die stetig anwachsende Schar an Schaulustigen in Schach zu halten. Beinahe wäre auch er selbst am Betreten der Lokalität gehindert worden, ehe ihn ein Bezirksinspektor erkannte und durchwinkte. Im Inneren der Bar angelangt, mussten sich Zedlnitzkys Augen erst einmal an die Dunkelheit gewöhnen. So benötigte er buchstäblich ein paar Augenblicke, ehe er Hackl neben der Theke ausmachte.

„Servus.“, sagte dieser knapp. „Wir haben mittlerweile den Pächter ausfindig gemacht. Ein Herr Hugo Kranz ...“. Hackl hatte seinen Notizblock konsultiert, was sich angesichts der Lichtverhältnisse als eher schwieriges Unterfangen herausgestellt hatte. Zedlnitzky blieb skeptisch. „Sicher? Meinst nicht vielleicht Kranzlmayer?“ Hackl gab sich ratlos. „Kann auch sein, warum?“ Zedlnitzky lächelte schmal. „Der Kranzlmayer ist einer der Könige der Unterwelt, ein Schwergewicht in der Galerie. Dem gehört der halbe Gürtel und sicher noch Dutzende andere Puffs von der Felberstraße bis raus nach Breitenfurt.“ Er tastete nach seinen Zigaretten. Das konnte ja heiter werden.

„Jedenfalls hat uns der Herr Mayer bestätigt, die Tote zu kennen. Eine Liljana“, wieder bemühte Hackl seinen Notizblock, „Liljana Adschowitsch. Oder so ähnlich.“ Er klappte den Block wieder zu. „Arbeitet hier seit zwei Jahren als Animierdame. Angeblich neunzehn und aus Wien.“ Zedlnitzky signalisierte, dass er verstanden hatte. Wahrscheinlich stimmten die Auskünfte sogar, denn Kranzlmayer gab sich stets den Anschein der Legalität. Die Animatorinnen waren dabei die seriöse Fassade, hinter der sich die zwielichtigen Unternehmungen des Rotlichtbosses zu verstecken

pflegten. Die meisten seiner Prostituierten arbeiteten im Geheimen, waren nicht nur nicht angemeldet und daher auch nicht gesundheitlich untersucht, sie schienen in Österreich oftmals gar nicht offiziell auf. Zumeist handelte es sich um diverse Romni aus Jugoslawien oder Süditalien, die Kranzlmayers Organisation heimlich ins Land schmuggelte, um sie hier wie Sklavinnen zu halten. Eine unerträgliche Praxis, die sich zuletzt auch noch ausgeweitet hatte, weil sich seit dem Fall des Eisernen Vorhangs die Möglichkeiten des Menschenhandels exponentiell vermehrt hatten. Die Kollegen von der Sitte berichteten zuletzt immer öfter von Ungarinnen und Tschechoslowakinnen, und es schien nur noch eine Frage der Zeit, bis auch diverse Russinnen, Rumäninnen oder Bulgarinnen auftauchen würden.

Allerdings war das Etablissement hier in der Liebenberggasse so etwas wie eine Nobelhütte. Hier würde Kranzlmayer nur Edelnutzen einsetzen, die allesamt ihren Deckel hatten, das war er der hierortigen Klientel schuldig.

„Bist noch da?“ Hackl begann ob Zedlnitzkys Grübeleien unruhig zu werden. „Ja, ja, sicher“, beeilte sich dieser mit einer Antwort. „Ich habe mir nur gerade gedacht, diese Adjovic werden wir sicher ganz genau dokumentiert haben. In diesem Lokal überlässt der Kranzlmayer nichts dem Zufall. Du weißt schon, die Gesetze des Marktes, die gelten auch am Fleischmarkt.“ Dabei lächelte Zedlnitzky schmal.

Sein Gegenüber aber legte die Stirn kraus. „Fleischmarkt? Meinst, die hat abgetrieben? So schauts gar nicht aus.“ Zedlnitzky winkte ab. „Wurscht. Wo liegts, die Leich?“ Hackl bedeutete ihm, er möge ihm folgen.

Ein toter Mensch ist nie ein schöner Anblick. Und doch gibt es Nuancen, ja richtiggehende Unterschiede zwischen Dahingeschiedenen. Ein Hundertjähriger, friedlich in seinem eigenen Bett entschlafen, mag den Gedanken erwecken, er

habe ein erfülltes Leben gehabt, von dem er sich nun, da er alles gesehen hat, verabschiedete. Eine Neunzehnjährige hingegen, die brutal aus ihrer Existenz gerissen wurde, obwohl sie noch so viele Jahre hätte vor sich haben sollen, dauert den Betrachter doppelt. Zedlnitzky ging es da nicht anders, als er Lilli Adjovic ansichtig wurde. Ein bildhübsches Mädchen, dessen Engels Gesicht grausam entstellt war durch die zahllosen Schnitte und Stiche, die ein wahres Monster dort hinterlassen hatte. Zedlnitzky hatte schon viel gesehen in seinen Jahren als Polizist, doch der Anblick, der sich ihm hier bot, ließ ihn eine akut aufsteigende Übelkeit verspüren.

Die junge Frau lag nackt in einem See von Blut. Der Wahnsinnige, der sie ermordet hatte, schien sich regelrecht an ihr abgearbeitet zu haben. Die linke Brust hing halb abgetrennt an nur noch einem einzigen Muskelstrang, tiefe Schnitte hatten das Fleisch von den Schenkelknochen gelöst, und ihre Vagina sah aus, als hätte man dort eine Handgranate zur Explosion gebracht. Zedlnitzky hoffte inständig, all diese Grausamkeiten waren der Adjovic erst zugefügt worden, nachdem sie bereits tot gewesen war. Zu seinem Glück konnte er der Toten nicht in die Augen blicken, denn der Kopf lag in einem Winkel von rund 135 Grad nach hinten geneigt, was, so mutmaßte Zedlnitzky, daran lag, dass der Täter ihr auch die Kehle von einem bis zum anderen Ende aufgeschlitzt hatte. In all den Jahren bei der Kriminalpolizei hatte er noch nie eine derart grausame Hinrichtung gesehen.

„Dem, der das gemacht hat, möcht' ich nicht einmal am helllichten Tag an einem belebten Ort begegnen“, ließ sich Hohenwarter von der KTU vernehmen, nachdem er sich zu Zedlnitzky gesellt hatte. „Hat es lange gedauert, bis sie tot war?“, fragte der und betete darum, dass Hohenwarter verneinen würde.

„So, wie es aussieht, wurde sie von hinten überrascht. Der

Kerl hat sie gepackt und ihr gleich einmal die Gurgel durchgeschnitten, vermute ich. Und wenn ich richtig liege, dann war sie sofort tot und hat daher nichts mehr davon mitbekommen, wie der sich an ihrem Leichnam ausgetobt hat.“

„Das muss ja der totale Psychopath sein“, urteilte Zedlnitzky und erntete von seinem Nebenmann keinerlei Widerspruch. „Wir haben 47 Einstiche und Schnitte gezählt. Selbst, wenn der in der absoluten Raserei gehandelt hat, muss es etliche Minuten gedauert haben, das alles anzurichten. Und wenn ich mir die Wucht anschau, mit der da an manchen Stellen vorgegangen wurde, dann gehe ich davon aus, dass es physische Erschöpfung war, die ihn aufhören ließ.“

„Kannst du schon was zum Todeszeitpunkt sagen?“

„Irgendwann zwischen 4 Uhr 56 und 7 Uhr 5.“

Zedlnitzky hob eine Augenbraue. „Das ist einmal eine Festlegung. Das sind wir ja von euch gar nicht gewohnt.“ Hohenwarter deutete ein Lächeln an. Dann wies er auf den Eingangsbereich. „Wir haben eine Überwachungskamera draußen vor der Tür. Die Videoaufzeichnung zeigt, wie das spätere Mordopfer um 4 Uhr 56 einem Gast die Tür öffnet, damit er das Lokal verlassen kann. Und 5 Minuten nach 7 Uhr früh hat die Putzfrau die Leiche gefunden.“

Er zwang sich, die nackte Leiche noch einmal eingehend zu betrachten. „Auf dem Video wird sie wohl kaum nackt sein, oder?“ Hohenwarter bestätigte diese Vermutung. „Die Aufnahme ist sehr körnig und unscharf. Aber man sieht deutlich einen glitzernden BH und so einen Rock, der nur aus Fransen zu bestehen scheint. Ob sie darunter noch einen Slip trug, kann man nicht erkennen, denn die ganze Szene dauert nur ein paar Sekunden.“ Hohenwarter räusperte sich. „Um ehrlich zu sein, kann man nicht einmal mit Gewissheit sagen, ob es überhaupt unser Mordopfer ist, das da die Tür öffnet

und schließt. Aber der Inhaber hier hat uns bestätigt, dass um diese Zeit nur noch sie im Lokal war.“

„Das heißt, entweder hat sie der Täter überrascht, als sie sich gerade umziehen wollte, oder sie wollte sich nach Betriebsschluss einen Extra-Schilling verdienen“, mutmaßte Zedlnitzky. Hohenwarter zuckte mit den Achseln. „Das herauszufinden, ist dein Job. Aber ich halte es für möglich, dass sie erst der Täter entkleidet hat, um ihr Gewand als Trophäe mitzunehmen. Aber das werden wir dann bei der Obduktion feststellen. Weil wenn es so war, dann finden sich vielleicht in den Wunden Stoffpartikel, was natürlich nur dann der Fall ist, wenn sie zum Zeitpunkt der Tat noch bekleidet war.“

Der Kriminaltechniker wies noch einmal auf den Hals der Toten. „Übrigens ist so ein Aufschlitzen der Kehle gar nicht so einfach, wie man landläufig glaubt. Da muss man die richtige Technik kennen und das richtige Werkzeug haben, sonst bleibt der Schnitt recht oberflächlich und mitunter sogar verhältnismäßig harmlos. Ich weiß schon, in den Filmen sieht das immer ganz einfach aus. Ist es aber nicht. Genauso wenig wie das Brechen des Genicks durch eine rasche Drehung des Kopfes, wie du es auch immer wieder in solchen Streifen hast. Auf die Weise, wie das dort dargestellt wird, funktioniert das in der Wirklichkeit nie.“

„Aha. Und was heißt das jetzt für unseren Fall?“ Zedlnitzky sah sein Gegenüber erwartungsvoll an. „Also für mich deutet das eher darauf hin, dass die Frau überrascht wurde. Sie stand da, wo wir sie gefunden haben, nichtsahnend herum, der Täter schleicht sich von hinten an sie heran, packt sie, reißt ihr den Kopf zurück, setzt das Tatwerkzeug an und ‚ratsch‘.“ Er unterstrich seine Worte mit einer entsprechenden Geste. „Daher auch das viele Blut hier überall.“

Zedlnitzky verspürte das dringende Bedürfnis nach einer

Zigarette. „Na gut“, knurrte er dann, „ihr macht eh das volle Programm mit Fotos und so?“ Hohenwarter nickte. „Das Video sehe ich wo?“ Hohenwarter deutete in einen der hinteren Räume. „Der Hackl ist eh schon dort“, ergänzte er.

Dreimal hatten sie das Band zurückgespult und von Neuem betrachtet. Das Ergebnis änderte sich dadurch freilich nicht. Eine junge Frau, deren Physiognomie auffallend jener des Mordopfers glich, öffnete das Portal, sah kurz nach links und nach rechts, trat dann einen Schritt zurück und ließ ein ältliches Männlein, das beinahe einen ganzen Kopf kleiner als sie selbst war, zur Tür hinaus. Für den Bruchteil einer Sekunde sah man die beschriebene Kleidung, dann schloss sich die Pforte wieder. „Wir müssten herausfinden, wer der Freier ist“, merkte Hackl an und erntete ein schiefes Lächeln seines Kollegen. „Das kannst gleich vergessen. Freiwillig meldet der sich nie, und anhand dieser windschiefen Aufnahme erkennt den auch ganz sicher niemand.“